

WIR SIND NOCH DA!

Editorische Notiz 4
Elisabeth Sandmann

Vorwort 6
Margaret Atwood

Einleitung 9
Nahid Shahalimi

Aryana Sayeed	28
Waslat Hasrat-Nazimi	38
Fereshteh Forough	48
Fatima Gailani	54
Manizha Wafeq	60
Mariam Safi	70
Razia Barakzai	78
Hila Limar	86
Fawzia Koofi	96
Roya Sadat	102
Hosna Jalil	106
Mina Sharif	112
Fatimah Hossaini	120
Rada Akbar	134

Gastbeiträge
Inge Haselsteiner 144
Maria Wersig 146
Theresa Breuer 147
Düzen Tekkal 148
Susanne Koelbl 150

Schlusswort 150
Dank 151
Impressum 152

Gebärorgane schrumpften. Es wurden unzählige Gründe angeführt, und keiner davon hält einer näheren Betrachtung stand. Sagen wir doch einfach, dass es in Wirklichkeit eher um Macht und Herrschaft geht und auch eine bösartige Seite in der menschlichen Natur zum Zug kommen soll: das Vergnügen, das manche empfinden, wenn sie anderen Schmerz zufügen.

Viele Afghaninnen haben die Behauptung, Frauen könnten nicht lehren, lernen, forschen, erfinden, heilen und erschaffen, bereits widerlegt. Vielleicht werden sie nun wieder ins Dunkel gezwungen, vor Blicken versteckt, ihre Talente ihrem Land und ihren Gemeinschaften vorenthalten; aber das, was sie bereits wissen, lässt sich nicht mehr auslöschen. Ich vermag nicht in die Zukunft zu sehen und weiß nicht, wie sich die Amputation der Frauen und ihrer Fähigkeiten auf Afghanistan auswirken wird. Vielleicht werden jüngere Frauen verzweifelter sein, weil sie die Zeit nicht erlebt haben, in der Afghaninnen aus der Unsichtbarkeit traten und sichtbar wurden. Vielleicht werden ältere Frauen beharrlicher sein in der Überzeugung, dass das, was schon einmal erreicht wurde, wieder erreicht werden kann. In unserer seltsamen und traurigen Zeit, in der wir von einer Pandemie und den grausamen Auswirkungen einer Klimakrise geplagt werden, ist nichts vorhersagbar. Aber die afghanischen Frauen selbst haben gesagt: »Wir sind noch da!« Das allein ist eine Aussage von beträchtlichem Gewicht: Nach mehr als vierzig Jahren Umsturz und Zerstörung, Wiederaufbau und neuerlicher Zerstörung haben sie schon sehr, sehr viel durchgemacht.

Ohne Frauen kann kein Land lange bestehen. Egal, wie sehr ein Regime Frauen hasst und straft, ganz ohne sie kommt es nicht aus. Aber von welcher Art werden diese Frauen sein? Wir werden es sehen.

Wir sind noch da!

Einleitung von Nahid Shahalimi

Seit ich denken kann, haben wir keine Zeit gehabt zu trauern. Eine Katastrophe hat die nächste abgelöst. Wir haben geliebte Menschen, unsere Heimat, Freiheiten und Hoffnungen verloren. Und nun wird ein ganzes Land und seine Jugend um die Zukunft gebracht, die es braucht, um es wenigstens ernähren zu können.

Auch jetzt habe ich keine Zeit zu trauern, und so wie mir geht es allen meinen afghanischen Freundinnen und Freunden – denn wir wollen jenen helfen, die noch da sind, und jenen eine Stimme geben, die keine mehr haben und vielleicht niemals mehr eine Stimme haben werden. Die radikalen Kräfte, die nun in Afghanistan wirksam sind, müssen die freie Welt, aber vor allem uns Frauen beunruhigen – um es vorsichtig zu formulieren. Afghanistan ist nur geografisch weit weg von Deutschland, radikale Ideen aber kennen keine Grenzen.

Lassen Sie mich von der Vergangenheit erzählen, weil man nur dann versteht, was wir einmal hatten und was wir immer wieder aufs Neue verloren haben.



2011: Der erste Blick vom Flugzeug aus auf den Hindukusch – nach 26 Jahren.

Als ich 2011 in einem Flugzeug der Ariana Afghan Airlines von Frankfurt nach Kabul flog, war dies meine erste Reise 26 Jahre nach unserer Flucht aus der Heimat. Ich war sehr aufgeregt, obwohl ich in Begleitung meiner Mutter war, die Afghanistan bereits zuvor und sogar schon häufiger besucht hatte. So oft hatte ich in den letzten drei Jahrzehnten von diesem Moment geträumt, konnte mir aber nicht vorstellen, wie es wirklich wäre, eines Tages in meine Heimat zurückkehren zu können. Zu meiner Überraschung saßen in dem Flieger viele Exilafghanen – Männer wie Frauen. Was wollten sie in Afghanistan? Kamen sie auch zum ersten

Mal zurück? Ich stellte mir all diese Fragen und hätte am liebsten alle Passagiere nach ihren Beweggründen gefragt. Meine westlich-modisch gekleidete Sitznachbarin war 25 Jahre alt, in Deutschland geboren, hatte afghanische Eltern und sie hatte gerade ihren Master abgeschlossen. Wie sich herausstellte, wollte sie ihren Verlobten treffen, den sie auf einer der vielen unter Afghanen so üblichen und meist großen Familienfeiern kennengelernt hatte. Es war bereits ihre fünfte Reise ins Land und sie hatte nicht die Spur von Angst.

Es überkam mich ein Gefühl von Zugehörigkeit und ein Glücksgefühl, das meinen ganzen Körper durchströmte, ein Gefühl, von dem ich nicht ahnte, wie sehr ich mich danach gesehnt hatte. Zum ersten Mal verstand ich, was es hieß, ein Geburtsrecht zu haben. Hier war ich keine Außenseiterin, ich gehörte selbstverständlich dazu. Wir sprachen eine Sprache – und ich war auf dem Weg nach Hause. Ich selbst wollte mein Geburtsland nach so vielen Jahren nicht nur wiedersehen und

besuchen, sondern ich wollte zurückkommen, um mich einzubringen, um zu helfen, mich für den Aufbau von sozialen und künstlerischen Projekten einsetzen, beraten, dokumentieren, berichten – und vor allem wollte ich Frauen unterstützen, in deren Situation ich mich am besten einfühlen konnte und mich selbst darin wiederfand. Ich wusste immer – seit ich zwölf Jahre alt war –, dass ich zurückgehen würde.

Es gab die Jahre, in denen es nicht möglich war, nach Afghanistan zu reisen, vor allem betraf das die 1980er-Jahre bis 2001, weil es zu gefährlich geworden war – und auch von ihnen will ich erzählen.

Ich hatte das Glück, von den Zeiten des Friedens und der Einheit noch einige unbeschwerte Jahre in meinem Land erleben zu dürfen. Für meine Familie verändert sich nicht sofort alles, aber in der Folge doch alles, als der letzte König von Afghanistan, Mohammed Zahir Schah (1914–2007), 1973 gestürzt wurde. Dieser Sturz leitete den Untergang unseres friedlichen und vereinten Zusammenlebens ein, zumindest was die vierzig Jahre vor dem Putsch betrifft. Im Dezember 1979 marschierte die sowjetische Armee in Afghanistan in dem Glauben ein, es siegreich kontrollieren zu können. Eine kommunistische Regierung wurde etabliert und die Sowjets verstrickten sich in einen Krieg mit religiösen Freiheitskämpfern. In der Folge unterstützten die USA die Mudschaheddin mit Geld und Waffen, und Afghanistan wurde der traurige Schauplatz eines Stellvertreterkrieges zwischen den USA und der Sowjetunion, wobei es verschiedene weitere Akteure gab, die ebenfalls für ihre Interessen und gegen den Westen kämpften, wie Pakistan, Saudi-Arabien, der Iran und andere. Über 1 Million Afghanen und etwa 15.000 sowjetische Soldaten starben. Als die Sowjets 1989 nach zehn Jahren abzogen, hatten wir keine Zeit, um die Toten zu betrauern, denn es folgte zwischen 1992 und 1996 ein Bürgerkrieg, in dem weitere 1,5 Millionen Menschen ihr Leben ließen. Zahlen, hinter denen Schicksale stehen und die das Land weiter in die Rückständigkeit gebombt haben. Man braucht nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, wo wir heute vielleicht im Hinblick auf Wohlstand und



2014: Nahid Shahalimi auf ihrer Reise durch ihr Heimatland Afghanistan.

Bildung ohne diese Konflikte wären. Der nun folgende und extrem blutige Bürgerkrieg stärkte die Taliban, die 1995/96 einen von Pakistan und Saudi-Arabien geförderten, radikalen und menschenfeindlichen Islamismus einführten. Die Nachrichten, die damals zu uns drangen, hatten eine neue Qualität des Schreckens.

Zwischen 1996 und 2001 terrorisierten sie das Land und machten aus ihrer Missachtung gegenüber Frauen keinen Hehl. In dieser Zeit war alles verboten, was als freudvoll gelten kann: Musik, Tanz, Sport, Bildung. Frauen durften sich lediglich im Gesundheitswesen betätigen und das auch nur, weil die Sterblichkeitsrate von Frauen und Kindern vor allem bei Geburten in die Höhe schoss. Heute noch ist die Rate der Analphabeten unter Frauen weltweit am höchsten, vor allem auch im Verhältnis zur Alphabetisierung der Männer. Dass Bildung von Frauen nachweislich ein nachhaltiger Weg aus der Armutsfalle ist, gilt längst als unumstößlich.

Die islamistischen Terroranschläge vom 11. September 2001 veränderten dann die Welt. Zwei von Attentätern entführte Passagierflugzeuge steuerten in die Türme des World Trade Center in New York und brachten sie zum Einsturz. Zwei weitere entführte Flugzeuge

nahmen Kurs auf die Hauptstadt Washington; eine der Maschinen stürzte in das Pentagon, eine weitere stürzte vorher auf freiem Feld ab. Fast 3000 Menschen starben. Zu den Anschlägen bekannte sich das Terrornetzwerk Al-Kaida und dessen saudi-arabischer Anführer Osama bin Laden, der sich unter dem Schutz der Taliban in Afghanistan versteckt hielt und 2011 in Abbottabad, Pakistan, aufgespürt und getötet wurde. Der US-amerikanische Präsident George W. Bush rief den »Krieg gegen den Terror« aus – und dieser weitere Krieg sollte unter anderem Afghanistan von Al-Kaida- und Taliban-Netzwerken befreien. Der Sturz der Taliban Ende des Jahres 2001 brachte uns die Hoffnung auf einen Neubeginn: Jahre, in denen sich Mädchen und Frauen Freiheiten und Rechte zurückeroberten. Jahre, in denen wir wirklich glaubten, es gäbe eine Zukunft für diese Mädchen und Frauen. Über diese Jahre der Hoffnung will ich später noch erzählen.

Seit dem 15. August 2021 gibt es keinen realistischen Grund mehr für diese Hoffnung. Die Bilder im Fernsehen und in den sozialen Medien erschienen mir und allen, die sich mit dem Land verbunden fühlen, wie ein Schlag ins Gesicht. Der Schmerz und der Schock waren und sind überwältigend.

Die Taliban haben das Land unter den Augen einer fassungslosen Öffentlichkeit unter ihre Kontrolle gebracht. Sie kontrollieren nicht nur das Land, sondern auch die Angst der Menschen. Frauen trauen sich nicht mehr auf die Straße und diejenigen, die nach Bildung, Mitsprache, Teilhabe und persönlicher Freiheit strebten, bleiben besser zu Hause ebenso wie jene, die für die alliierten Truppen tätig waren und auf den Schutz dieser Allianz vertraut haben. Die Bilder der sogenannten Ortskräfte, die in Scharen mit ihren Familien oder allein im August 2021 versuchten, den Flughafen von Kabul zu erreichen, gingen um die Welt. Ebenso wie die verstörenden Nachrichten, dass Männer und Frauen, Alte und Junge nicht mehr darauf hoffen können, das Land zu verlassen. Verzweifelt versuchen sie noch immer, in die Nachbarländer (Pakistan, Usbekistan, Tadschikistan, Iran) zu gelangen, aber die

meisten Grenzen sind zu oder nur mit Visa zu passieren. Sie werden Gefangene in ihrem eigenen Land sein, angewiesen auf die Welthungerhilfe, denn die Taliban können die etwa 30 Millionen Einwohner nicht ernähren. Hinzu kommt die Gefahr eines erneuten Bürgerkriegs, ausgelöst durch radikale Strömungen aus dem IS, der Anschläge verübt und selbst um Einfluss und Macht im Land ringt.

Zwar gibt es landesweite Proteste der Bevölkerung, die sogar von Frauen initiiert werden – eine dieser Frauen kommt in diesem Buch zu Wort –, aber diese Proteste sind ein lebensgefährlicher Akt, die Strafen drakonisch, die Methoden der Bestrafung mittelalterlich – die Taliban schlagen mit Peitschen und Kabeln auf Demonstranten und auch auf Reporter ein. Wenn wir auf Twitter, Instagram, YouTube und anderen Kanälen von diesen Protesten erfahren, halten wir den Atem an, denn wir alle befürchten stets das Schlimmste.

Niemals hätte ich gedacht, dass das Rad noch einmal so weit zurückgedreht werden könnte, aber die Taliban sind dabei, das Land in sehr dunkle Zeiten zu katapultieren. Dabei erinnere ich mich an ganz andere Jahre, die mir heute wie eine ferne Utopie erscheinen.

Ich wurde 1973 in eine Familie hineingeboren, in der es normal war, als Mädchen die Schule und die Universität zu besuchen und später einen Beruf als Lehrerin, Ärztin oder Wissenschaftlerin zu ergreifen. Auf dem Land war es damals natürlich rückständiger und auch konservativer, aber in den Städten arbeiteten Männer und Frauen in einem Büro oder besuchten den gleichen Hörsaal. Wer keinen Tschaderi oder Schleier tragen wollte, wurde gesetzlich nicht dazu gezwungen. In den Straßen der Hauptstadt Kabul sah man junge Frauen in kurzen Röcken. Auch von meiner Mutter und ihren Freundinnen gibt es Fotografien, auf denen sie sich in der neuesten Pariser Mode präsentieren. Es gab letztendlich eine friedliche Koexistenz konservativer, islamisch geprägter Werte und liberaler Strömungen.

Die ersten zwölf Jahre meines Lebens habe ich in privilegierten Verhältnissen gelebt. Wir wohnten in einer herrschaftlichen Villa und

meine drei Schwestern und ich führten das Leben von Prinzessinnen. Mein Vater Abdul Hakim Shahalimi war eine hochgeachtete politische Persönlichkeit, bevor er sich Ende der 1960er-Jahre aus dem aktiven politischen Leben zurückzog.

Gleichsam über Nacht veränderte der Tod meines Vaters 1981 unser Leben von Grund auf.

Er starb, weil ihm die kommunistische Regierung die Ausreise für eine nur im Ausland durchzuführende, notwendige Operation verweigert hatte – und weil er selbst kein Kommunist war. Wir standen aber nicht nur in Opposition zu einem politischen System, sondern auch das beträchtliche Vermögen, das unser Vater seiner Frau und seinen Töchtern hinterlassen hatte, wurde zu einer Gefahr für uns. Frauen hatten auch damals nicht die gleichen Rechte wie Männer und ohne einen Bruder – also ohne einen männlichen Vertreter – waren wir nicht viel wert, außer in der Fantasie der Männer, vielleicht einmal attraktive, gefügige Ehefrauen abzugeben. Einige Familienmitglieder, die dem Kommunismus nahestanden und die Machtpositionen im Land anstrebten, ebenso wie andere, die Macht und Reichtum für sich geltend machten, stahlen in der darauffolgenden Zeit alles, was wir besaßen. Meine Mutter war damals 26 Jahre alt – und als sie mit Morddrohungen und der Entführung ihrer Kinder konfrontiert wurde, beschloss sie, das Land heimlich mit der Unterstützung meiner Großeltern in Richtung Pakistan zu verlassen. Wir konnten nichts mitnehmen, was mir einmal wichtig war. Ich kenne daher die Erfahrung – oder besser das Trauma –, vertrieben zu werden und alles zurücklassen zu müssen, nicht nur Besitz, sondern auch nahestehende Menschen.

Ich weiß, wie es ist, neu anzufangen. Ich kenne den Schmerz des Verlusts, und ich kenne das Gefühl von Angst und Verrat. Ich weiß auch, wie es ist, wenn einem die Kindheit gestohlen wird. In Pakistan musste meine Mutter zum ersten Mal in ihrem Leben arbeiten, damit wir über die Runden kamen. Sie war eine begabte Schneiderin und hatte ein natürliches Talent, etwas aufzubauen. Sie entwarf Kleidung für die Frauen in der Nachbarschaft und nähte sogenannte Pakol-Mützen,

die die Mudschaheddin trugen und auch bei Afghanen beliebt sind. Vor allem aber wollte meine Mutter unbedingt, dass wir Mädchen zu Hause unterrichtet werden. Bildung war das Allerwichtigste, nicht nur in unserer Familie, sondern auch bei vielen unserer afghanischen Bekannten innerhalb und außerhalb des Landes.

Ich hasste mein neues Leben. In Pakistan mussten wir riesige Schleier tragen, die fast unseren ganzen Körper bedeckten, und wir verließen unsere kleine Wohnung so gut wie nie. Schließlich bekamen wir die ersehnte Einwanderungserlaubnis nach Kanada.

Als wir 1986 in meinem zweiten Zuhause, Montreal, an einem frostigen Dezembertag kanadischen Boden betraten, war ich glücklich, das Leben als Flüchtling hinter mir zu wissen. Ich spürte sofort, dass mir dieses Land neue, ungeahnte Möglichkeiten eröffnen würde, und so war es. Dem unglaublichen Willen meiner Mutter ist es zu verdanken, dass wir in Kanada ein neues, freies Leben beginnen konnten. Kanada gab uns eine zweite Chance. Meine Schwestern und ich wurden sofort in ein Eingliederungsprogramm aufgenommen, eines der besten der Welt. Wir haben eine sehr gute Schulbildung erhalten und konnten alle die Universität besuchen.

Während meines Studiums trieb ich viel Sport, meine Leidenschaft galt dem Volleyball. In meiner Familie gab es schon immer viele Sportbegeisterte, die Afghanen lieben den Sport. Eine meiner Tanten war eine sehr talentierte Basketball- und Tischtennisspielerin und liebte Kampfsport, eine andere war leidenschaftliche Badmintonspielerin. Manche Verwandte oder Nachbarn machten damals missgünstige Kommentare, weil es den weiblichen Mitgliedern unserer Familie erlaubt war, Sport zu treiben. Aber es war mein Großvater, der seine Töchter und Enkelinnen dazu angehalten und sie darin bestärkt hatte, besser zu sein als andere. So oft waren und sind es die fortschrittlichen Männer, die ihren Töchtern und Frauen Bildung und Sport ermöglichen, obwohl konservative Kräfte dies verhindern wollen. Das habe ich auch später während meiner Reisen durch Afghanistan erlebt: Mädchen, die von ihren Vätern oder Brüdern unterstützt wurden, etwas zu tun, was ihnen sonst nicht



Die Dirigentin Zarifa Adiba probt mit dem Jugendorchester des Afghan National Institute of Music (ANIM).

möglich gewesen wäre, blühten auf. Sport hat mir Stärke, Selbstvertrauen, Zuversicht und Freiheit geschenkt, und wann immer ich in Afghanistan Mädchen und Frauen auf Fahrrädern oder Skateboards sah, strahlten auch sie vor Glück, weil sie sich in diesen Momenten frei fühlen konnten. Jede Einzelne von ihnen hat durch den Sport zu sich selbst gefunden und er hat ihrem Leben in diesem vom Krieg geschundenen Land Hoffnung, Selbstbewusstsein, Selbstwert, Körpergefühl gegeben.

Seit ich mein langersehntes Vorhaben, in meine Heimat zurückzukehren, im Jahr 2011 endlich wahr machen konnte, reiste ich ab 2014 regelmäßig und mehrmals im Jahr dorthin und begegnete dabei sehr vielen Frauen, die mutig und unerschrocken ihre Ziele verfolgten und die echte Visionärinnen waren. Ab 2014 beschloss ich, inspirierende afghanische Frauen gezielt zu suchen und sie zu interviewen. Ich hatte von beeindruckenden Geschichten gehört, die ich mit anderen teilen wollte. Ich hatte das Gefühl, dass es in der westlichen Welt viele Vorurteile gegenüber afghanischen Frauen gab, die sie häufig als Opfer wahrnahm oder darstellte – und dem wollte ich entschieden etwas entgegensetzen.

Aryana Sayeed

Aryana Sayeed wurde 1985 in Kabul geboren, floh als Achtjährige mit ihrer Familie nach Pakistan, gelangte als Zwölfjährige in die Schweiz und schließlich nach London, wo sie Betriebswirtschaft studierte und sich einer Karriere als Sängerin widmete. Sie singt in ihrer Vater- und Muttersprache, den afghanischen Landessprachen Farsi und Pashto, und wurde so erfolgreich, dass sie 2011 in ihre Heimat Afghanistan zurückkehrte und dort auch im Fernsehen, u. a. als Jurorin der beliebten Fernsehformate »The Voice of Afghanistan«, »Afghan Star« auftrat und eine eigene Musikshow moderierte. 2013 wurde eine Fatwa gegen sie erlassen und Todesdrohungen ausgesprochen, da sie sich im Fernsehen

ohne Kopftuch und tanzend präsentiert hatte. 2021 konnte sie nach der Machtübernahme der Taliban das Land in letzter Minute verlassen. Als eine der international bekanntesten Musikerinnen ihres Landes nutzt sie ihre Stimme im doppelten Sinne, um sich immer wieder auch für die Rechte von Frauen einzusetzen.



Kabul in Afghanistan, eine kleine Stadt mit einem großen Herzen und einer noch größeren Bevölkerung, mehr als 6 Millionen Menschen leben an diesem Ort, an dem ich geboren wurde. Nach der plötzlichen und unerwarteten Übernahme der Hauptstadt durch die Taliban am 15. August 2021 waren die Worte Kabul und Afghanistan in den weltweiten Nachrichten präsenter als alle anderen. Für mich wurden diese beiden Worte zu einem festen Bestandteil meines Lebens, als ich 2011 nach Afghanistan zurückkehrte, nachdem ich viele Jahre zuvor als Achtjährige aus dem Land geflohen war.

Als wir 1993 Kabul verlassen hatten, war Islamabad unsere erste Station, die wir zunächst mit dem Auto, dann zu Fuß über die berühmte afghanisch-pakistanische Grenze erreichten. Nach unserer Ankunft in Pakistan widerfuhr uns als Erstes eine unschöne Erfahrung mit einem nicht gerade freundlichen pakistanischen Vermieter, dessen kaltes und herzloses Verhalten unter anderem darauf zurückzuführen war, dass wir keine andere Wahl hatten, als hinsichtlich der Gesamtzahl unserer Familienmitglieder zu lügen. Meine Familie bestand aus meinem Vater, der ein großer und starker Mann war, und der vor meinen Augen, wie ich mich erinnere, im ersten Jahr des Bürgerkriegs zwischen den Mudschahedin-Warlords um 10 bis 15 Jahre alterte; meiner lieben Mutter, die wir letztes Jahr durch COVID verloren haben, sowie fünf meiner sechs Schwestern und mir selbst. Der Vermieter wollte diese Wohnung jedoch nicht an acht Personen, sondern nur an eine maximal fünfköpfige Familie vermieten. Da Tausende unserer Landsleute aus Afghanistan geflohen waren und in Pakistan Zuflucht suchten, wurde beschlossen, dass mein Vater zusammen mit meiner Mutter und meinen drei Schwestern in die Wohnung einziehen würde. Ich und meine beiden ältesten Schwestern sollten draußen bleiben, bis es dunkel geworden war, damit wir uns in unsere neue Wohnung schleichen konnten, ohne vom Vermieter oder von den Nachbarn gesehen zu werden, die uns am nächsten Tag vielleicht verpfeifen würden. Wir schafften es zwar, in dieser Nacht in unser neues Haus zu gelangen, aber am nächsten Tag wurden wir vom Vermieter doch als achtköpfige Familie

erwischt – und man warf unser gesamtes Hab und Gut auf die Straße so wie auch uns. Wir mussten uns also nach anderen Möglichkeiten umsehen, um ein Dach über dem Kopf zu haben. Schließlich fanden wir doch noch eine Bleibe für uns alle und ließen uns in Peschawar nieder, wo ich die nächsten vier Jahre meines Lebens verbrachte, bevor ich im Alter von 12 Jahren nach Zürich in die Schweiz geschickt – oder besser gesagt »geschmuggelt« – wurde. Wir behaupteten, ich sei die Tochter einer pakistanischen Familie, damit ich mich meiner ältesten Schwester und ihren Töchtern anschließen konnte, die ein Jahr zuvor dorthin geschmuggelt worden waren.

Ein Sprung ins Jahr 2000. Meine Schwester, ihre Familie und ich landeten (durch einen weiteren Flüchtlingshelfer) in London, nachdem unser Asylantrag in der Schweiz abgelehnt worden war und man uns zurück nach Pakistan abschieben wollte. Während meiner Schulzeit in England verbrachte ich viel Zeit vor dem Spiegel mit einer Haarbürste in der Hand, die ich wie ein Mikrofon hielt, und ich sang Lieder von JLo – Jennifer Lopez, für diejenigen, die keine Fans dieser hinreißenden Diva sind – und einigen anderen Top-Künstlerinnen der westlichen Welt, darunter Destiny's Child. JLo und Beyoncé sind übrigens noch immer meine beiden Lieblingssängerinnen und ich bewundere sie sehr. Nachdem ich mein Studium der Betriebswirtschaftslehre abgeschlossen und einige Gelegenheitsjobs gemacht hatte, beschloss ich, mein Glück in der Welt der Musik, der Unterhaltung und des Ruhms zu versuchen, und begann mit der professionellen Aufnahme einiger Songs und Musikvideos. Zu dieser Zeit war für mich die Herrschaft der Taliban in Afghanistan, die 1996 nach dem Höhepunkt des Bürgerkriegs an die Macht gekommen waren und das Land bis 2001 brutal regierten, bereits eine ferne Erinnerung. Da Musik während der Taliban-Herrschaft verboten war und die Lebensqualität der Menschen in Afghanistan bereits während des Bürgerkriegs sehr gelitten hatte, gab es nicht viele afghanische Mädchen der jüngeren Generation, die eine Karriere als Musikerinnen anstrebten. So wurde ich, als absoluter Neuling im Bereich Musik und Unterhaltung, für Duett-Songs mit einem

der bekanntesten männlichen Sänger Afghanistans ausgewählt und bekam sogar Angebote für gemeinsame Konzerte.

Schließlich kehrte ich im Herbst 2011 nach Afghanistan zurück und gab ein denkwürdiges Konzert auf dem Fernsehsender Tolo TV, das ein großer Erfolg wurde. Zudem wurde ich Jurorin bei der Sendung »The Voice of Afghanistan« und »Sitara-e Afghan« (»Afghan Star«) und vielem mehr – der Rest ist, wie man so schön sagt, Geschichte.

Musik hat in Afghanistan eine sehr lange Tradition.

Vom Darbaar, dem Palast der persischen Könige, bis hin zu den Häusern der einfachen Afghanen war Musik ein wesentlicher Bestandteil der Kultur meines Heimatlandes. Persisch und Persien beziehen sich übrigens auf die Sprache und die Region, die heute Afghanistan, Iran und einige andere Teile Zentralasiens umfasst, zu einer Zeit, in der es weder Afghanistan noch Iran auf der Weltkarte gab. Die 1960er- und 1970er-Jahre galten als das goldene Zeitalter der afghanischen Musik, als in der reformierten konstitutionellen Monarchie unter Mohammed Zahir Schah den Künstlern Freiheit gegeben und die Radio- und Fernsehwelt ein normaler Teil der Gesellschaft wurde. Während es für die konservativen afghanischen Durchschnittsfamilien meist inakzeptabel war, dass eine Frau sang und im Fernsehen oder Radio auftrat, wurden in diesen Jahren der breiten Öffentlichkeit dennoch viele Sängerinnen vorgestellt. Nach dem Abzug der Sowjetunion aus Afghanistan im Jahr 1989 und dem Sturz des demokratischen Präsidenten Mohammed Nadschibullāh 1992 traten Musik und Unterhaltung auch angesichts des Bürgerkriegs wieder in den Hintergrund. Nach der Übernahme durch die Taliban im Jahr 1996 wurden Fernseher und Radios abgeschaltet, Musiker und Sänger zum Schweigen gebracht – und die Musik wurde komplett verboten.

Etwa Mitte 2011 erhielt ich einen Anruf von Hasib Sayed, einem in Kanada ansässigen Konzertveranstalter und Gründer einer Unterhaltungs- und Eventmanagementfirma, den ich bereits bei zwei früheren

Fereshteh Forough

Fereshteh Forough ist Gründerin und Geschäftsführerin von Code to Inspire (CTI), der ersten Programmierschule für Mädchen in Afghanistan. Sie studierte Informatik an der Universität Herat und absolvierte einen Master-Studiengang an der Technischen Universität Berlin. Sie engagiert sich für Geschlechtergerechtigkeit und für die Förderung und Ausbildung von Mädchen und Frauen im Tech-Bereich.



Meine Eltern stammen aus Herat, einer Stadt im Westen Afghanistans. Nach der sowjetischen Invasion lebten sie als Flüchtlinge in Iran, wo ich 1985 geboren wurde. Dort schloss ich die Highschool ab. Ein Jahr nach dem Sturz der Taliban und der US-Invasion in Afghanistan zog ich im Jahr 2002 nach Afghanistan. Nach meinem Bachelorabschluss in Informatik an der Universität Herat ging ich nach Deutschland und absolvierte einen Master-Studiengang an der Technischen Universität Berlin. Anschließend kehrte ich zurück und unterrichtete etwa drei Jahre lang Informatik an der Universität Herat.

Ich bin das fünfte Kind von insgesamt acht Geschwistern, fünf Mädchen und drei Jungen. Wir alle haben einen Hochschulabschluss, entweder einen Bachelor oder einen Master. Meine Schwester hat einen Master in Wasserwirtschaft und Bauingenieurwesen und wurde als erste Frau in das Ministerium für Wasser und Energie berufen, um das Wasser- und Dammsystem in Afghanistan zu verwalten. Als die Taliban das Land übernahmen, verlor sie ihre Stelle. Auch meine Geschwister haben ihre Arbeit verloren. Nur ich und meine jüngere Schwester haben uns für den Bereich Technologie entschieden.

Ich bin auch deswegen nicht in Deutschland geblieben, weil ich unter zweihundert Bewerbern für ein Stipendium in Afghanistan ausgewählt worden war; am Ende bestanden nur fünfundzwanzig Kandidatinnen die Aufnahmeprüfung – und ich war darunter. So ergab sich die Gelegenheit, mehr Wissen zu erwerben. Nun wollte ich das, was ich gelernt hatte und noch lernen würde, weitergeben. Zudem wollte ich andere Frauen für den Bereich Informatik begeistern und inspirieren und ihnen ein Vorbild sein, damit sie ihre Fähigkeiten ausbauen und höhere Abschlüsse erreichen würden.

Bildung und Ressourcen für Frauen, insbesondere im Tech-Sektor, sind wichtig. Unsere Strategie seit 2015, dem Gründungsjahr von Code to Inspire, ist genau auf die Entwicklung dieser Bereiche ausgerichtet. Wir haben nicht nur Frauen im Technologiesektor ausgebildet, sondern auch eine ganze Generation von weiblichen Führungskräften – und haben ihnen dadurch eine Stimme gegeben. Was sie lernten,

kommt und sich zeigt. Das bedeutet, dass du existierst und die Leute dich sehen können. Die Schwierigkeit ergibt sich aus der Notwendigkeit, physisch zu interagieren. Als die Schülerinnen noch persönlich in der Schule anwesend waren, war es uns ein Anliegen, eine Art Schwesternschaft aufzubauen. Wir wollten die Beziehung zwischen unseren Schülerinnen fördern und ihnen helfen, ohne zu zögern die Hand zu heben und sich gegenseitig zu unterstützen. Wir wollten uns gegenseitig helfen und ein gemeinsames Band knüpfen. Wenn es keinen physischen Raum gibt, ist die Verbindung nicht so stark, wie wenn man sich persönlich begegnen kann. Es gibt Vor- und Nachteile dieser Möglichkeiten, aber die Tatsache, dass die Programmiererinnen zu Hause sicher sind und ihren Lebensunterhalt verdienen können, ist eine großartige Sache für uns und für sie. Es erlaubt ihnen, in einer virtuellen Welt zu tun, was sie wollen, ohne dass ihnen Fragen gestellt werden.

Ich verehere den bekanntesten persischsprachigen Dichter Rumi. Von ihm stammt ein Satz, den ich gerade jetzt für die Situation in Afghanistan sehr zutreffend finde: »Wo Ruinen sind, gibt es Hoffnung auf einen Schatz.« Wenn man auf Afghanistans Geschichte zurückblickt, auf Jahrzehnte des Krieges, der Konflikte, der Flüchtlinge, der Unterdrückung – und jetzt, wo sich diese Ereignisse wiederholen, sieht man nur noch Ruinen: Ruinen von Leben, Unterdrückung und weggesperrte Frauen. Wenn man in Ruinen gräbt, besteht aber dennoch die Möglichkeit, auch etwas Wertvolles zu finden, und ich sehe, dass selbst in dieser sehr dunklen Situation, in der es keine Hoffnung zu geben scheint, noch Schätze zu finden sind.

Für mich sind die Mädchen Afghanistans Schätze. Wenn ich ihnen die Mittel an die Hand geben kann, die sie brauchen, um das Beste aus sich herauszuholen, hat Afghanistan noch eine Chance auf Wachstum. Sie sind die führenden Köpfe – nicht nur im Technologiesektor, sondern auch bei der Friedenskonsolidierung. Ich glaube immer noch daran, dass dies geschehen wird, und ich versuche mein Bestes, um die Arbeit, die wir leisten, fortzusetzen.

Viele von uns, die es geschafft haben, einen Hochschulabschluss zu erwerben, wissen, wie wichtig und wertvoll es ist, in Bildung für alle zu investieren. Wie viele Gesetze und Einschränkungen es in Zukunft auch geben wird, ich als Informatikerin und Ausbilderin kann mit einem Laptop und einer Internetverbindung eine Menge Dinge tun, unabhängig davon, wo ich gerade bin.

Fatima Gailani

Fatima Gailani zählt zu den profiliertesten Frauen in Afghanistan und stammt aus einer einflussreichen aristokratischen Familie. Sie studierte Persische Literatur, Islamwissenschaften und Islamisches Recht in Teheran und London. Nach 2001 war sie an der Ausarbeitung der neuen Verfassung der Islamischen Republik Afghanistan beteiligt. Von 2005–2016 war sie Präsidentin des Afghanischen Roten Halbmonds. Als eine von vier Frauen (zusammen mit Fawzia Koofi, Habiba Sarabi und Sharifa Zurmati)

repräsentierte sie ihr Land 2020 bei den Friedensverhandlungen in Doha, Katar, mit dem Ziel, eine geregelte Machtübergabe an die Taliban zu erreichen. Dieses Ziel ist gescheitert.



Wie lange verhandeln Sie schon über den Frieden Afghanistans?

Fatima Gailani: Ich bin eine der vier Frauen, die an den Friedensverhandlungen der Islamischen Republik Afghanistan 2020 in Doha beteiligt waren. Ich habe unmittelbar miterlebt, wie die Hoffnung auf Frieden geschwunden ist und das Land von den Taliban übernommen wurde. Aber weil ich davon überzeugt bin, dass die Verhandlungen nicht nur eine formale Angelegenheit sind, bin ich immer noch hier in Doha und versuche, einen Weg nach vorn zu finden. Die Verhandlungen, die wir nun schon seit über einem Jahr – mit einer kleinen Pause im Januar – führen, müssen fortgesetzt werden.

Wir haben auch mit den anderen drei Teilnehmerinnen, Fawzia Koofi, Habiba Sarabi und Sharifa Zurmati, die mit Ihnen im Verhandlungsteam saßen, gesprochen und von ihnen gehört, dass es Fortschritte gab. Spiegelt dies auch Ihre Erfahrungen wider?

Nun, wenn wir realistisch gewesen wären, hätte es Fortschritte und sogar eine Einigung geben können. Die meisten von uns haben viel zu viel Zeit damit verbracht, sich über nicht existierende Dinge Sorgen zu machen. Zu sehen, wie das Land zusammenbricht und schließlich unter die Kontrolle der Taliban gerät, das war sehr schwierig. Ich habe die ganze Zeit gesagt, dass in solchen Situationen eine formelle Einigung besser ist als gar keine – selbst wenn das Übereinkommen nicht genau dem entspricht, was man wirklich will oder wünscht. Genau das ist hier aber nicht geschehen. Wir haben nicht nur auf der Verfassung als Ganzes bestanden, sondern auch darauf, dass die Taliban der Republik beitreten, und man konnte sehen, wie sie warteten und sich einfach nur sagten: Nein, nein, morgen bekommen wir das Land zurück. – Bei diesen Treffen habe ich dreimal gesagt, dass wir diesen Tag bereuen werden, keinen Kompromiss gefunden zu haben. Denn in den letzten 43 Jahren habe ich gesehen, dass wir ohne eine politische Lösung immer verlieren, unabhängig davon, ob jeder Einzelne eine klare Präferenz hat.

Meiner Meinung nach ist alles, was formal geregelt ist, auch wenn es nicht jedermanns Sache ist, besser als gar nichts. Heute haben wir kein

Abkommen. Wir können uns nicht darüber beschweren, was in Afghanistan passiert, denn wenn es ein Abkommen in Bezug auf Frauen und in Bezug auf Minderheiten gegeben hätte, wäre es heute unterzeichnet und besiegelt. Viele der Werte hätten nicht gerettet werden können, aber vielleicht doch 40 oder 50 Prozent. Nun stehen wir mit völlig leeren Händen da.

Gibt es Möglichkeiten, Brücken zu diesem neuen Regime zu bauen?

Meine Erfahrung erstreckt sich auf über 43 Jahre. Ich habe miterlebt, wie die Kommunisten die Macht übernommen haben. Ich wurde sogar für verrückt erklärt, als ich den Rückzug der Sowjetunion aus Afghanistan vorhersagte. Am Ende sind sie aus dem Land geflohen. Ich glaube, dass Verhandlungen und Gespräche auch heute noch der richtige Weg sind. Die Menschen in Afghanistan können keinen weiteren Bürgerkrieg verkraften. Es ist selten, dass Menschen in gepanzerten Fahrzeugen sterben. Die Menschen, die aber weiterhin sterben werden, sind ganz normale Menschen, die nichts mit diesem Krieg zu tun haben, die nichts mit der Politik zu tun haben. Ist das gerecht?

Was sind die nächsten Schritte, die Sie für die nahe Zukunft prognostizieren?

Was in Afghanistan geschehen ist, ist Realität. Obwohl wir die Defizite der letzten 20 Jahre mit eigenen Augen gesehen haben, haben wir uns entschieden, die Augen davor zu verschließen. Keiner hat dagegen demonstriert. Wir alle sagen: »Oh, es war Korruption, oh, es war Vetternwirtschaft, oh, es war dies oder jenes ...« Aber haben wir dagegen demonstriert? Sind wir auf die Straße gegangen? Das war doch Demokratie, oder? Wir hätten es tun können. Aber wir haben es nicht getan! Was ist also in Afghanistan schiefgelaufen? Es geschah Schritt für Schritt. Gab es einen Punkt während des Krieges, an dem wir als Afghanen, insbesondere wir Frauen, der Regierung sagten: »Genug ist genug, der Krieg muss jetzt beendet werden!«? Haben wir das getan? Nein, das haben wir nicht.

Jetzt, wo das ausländische Militär das Land verlassen hat, ist es wichtig, dass wir – das afghanische Volk, das immer gut darin war, anderen

die Schuld zu geben –, die Sache selbst in die Hand nehmen und eine nationale Diskussion beginnt, um das Problem gemeinsam zu lösen. Die Frauen Afghanistans wollen nichts Ausgefallenes. Wir wollen nichts Fremdes, nichts, was den Afghanen oder den Muslimen fremd ist. Wir Frauen wollen zumindest ein Recht, das in der Mehrheit der muslimischen Länder üblich ist. Das ist es, was wir wollen, um die jetzt so geschlossenen Türen zu öffnen.

Die frühere Verfassung, oder sagen wir die verlorene Verfassung Afghanistans, an der ich maßgeblich beteiligt war, war eine islamische Verfassung. Schon damals gab es Personen, die Klauseln in die Verfassung einfügen wollten, die nicht zu der afghanischen Kultur passten. Einerseits mussten wir sie bremsen, andererseits mussten wir auch die radikalen Kräfte aufhalten. Es war eine gute Verfassung, aber wenn ein Gesetz gebrochen wird, zum Beispiel durch Korruption, dann entsteht ein Riss, und wenn ein Riss entsteht, läuft das Wasser wie aus einem gebrochenen Gefäß.

Die neue Realität Afghanistans sind heute die Taliban. Wir haben die Wahl. Flugzeuge können Tausende von Menschen mitnehmen, aber wenn sie bleiben sollen, müssen wir Gespräche führen. Wir müssen sprechen, und die Taliban sollten mit dem Rest Afghanistans sprechen. Andernfalls wird es eine Folge von Kriegen geben. Es gab in der Vergangenheit Mudschahedin und diverse Regierungen, und diese brachten die Taliban. Sie wurden gebraucht, um die anderen loszuwerden. Dann wurden die gleichen Leute, die sie loswerden wollten, geholt, um gegen die Taliban zu kämpfen. Werden wir diesen Kreislauf fortsetzen? Ist das zu rechtfertigen?

Sie sind eine der Wenigen, die schon so lange in direktem Kontakt mit den Taliban stehen. Jetzt, wo diese nichts mehr zu verlieren haben, werden sie bereit sein, sich mit Brückenbauern wie Ihnen zusammenzusetzen?

Sind Sie sicher, dass sie nichts zu verlieren haben? Sie würden das Land auf dieselbe Weise verlieren wie die Mudschahedin. Genauso wie das kommunistische Regime. Genauso wie Daoud Khan (der erste